

(Nachdruck verboten.)

22) Foma Gordsejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

„Ich kann sie nicht ausstehen!“ antwortete Foma mit Bestimmtheit.

„Und mich?“ fragte Sofja leise.

Foma wandte die Augen ab und sagte seufzend:

„Zum wievielten Male fragen Sie das?“

„Ist es Ihnen peinlich, das zu sagen?“

„Es ist mir nicht peinlich, aber wozu?“

„Ich muß es wissen.“

„Sie spielen mit mir“, sagte Foma düster.

Und sie öffnete die Augen weit und fragte im Ton der höchsten Verwunderung:

„Wie spiele ich? Was heißt das, spielen?“

Sie hatte dabei ein so engelhaftes Gesicht, daß er ihr glauben mußte.

„Ich liebe Sie, ich liebe Sie! Kann man denn das, Sie nicht lieben?“ sagte er leidenschaftlich und fügte gleich mit gesenkter Stimme traurig hinzu: „Sie brauchen das ja nicht!“

„Jetzt haben Sie's gesagt!“ seufzte Medinskaja befriedigt auf und rückte von ihm fort. „Es ist mir immer so angenehm zu hören, wie Sie das sagen, so jung, so ursprünglich, wollen Sie mir die Hand küssen?“

Er griff schweigend nach ihrer feinen, weißen Hand, beugte sich vorsichtig darüber und küßte sie heiß und lange. Sie entriß ihm lächelnd und grazios die Hand, war aber durch seine Leidenschaftlichkeit nicht im mindesten erregt. Nachdenklich, mit jenem Glanz in den Augen, der Foma stets verlegen machte, betrachtete sie ihn, wie etwas Seltenes und äußerst Interessantes, und sagte:

„Wie viel Gesundheit, Kraft und Seelenfrische Sie besitzen! Wissen Sie — Ihr Volk sind ein Volk, das noch gar nicht gelebt hat, ein ganzes Volk mit originellen Traditionen, mit einer riesigen Energie des Körpers und der Seele. Zum Beispiel Sie; Sie sind ja ein Edelstein, und wenn man Sie abschleifen würde . . . o!“

Wenn sie sagte: bei Euch, auf Eure Art, auf die kaufmännische Art, — war es Foma immer, als stoße sie ihn mit diesen Worten gleichsam von sich. Das war traurig und fränkend. Er schwiog und sah auf ihre kleine Gestalt, die stets auf eine besonders schöne Art gekleidet war, stets wie eine Blume duftete und mädchenhaft zart war.

Manchmal stammte in ihm der wilde, brutale Wunsch auf, sie zu fassen und zu küssen. Doch ihre Schönheit und die Zartheit ihres feinen, biegsamen Körpers erregte in ihm die Furcht, sie zu zerbrechen und zu verstümmeln, während die ruhige, freundliche Stimme und der klare, aber gleichsam lauende Blick seinen Drang abkühlte; ihm war, als schaue sie ihm in die Seele hinein und verstehe alle seine Gedanken. Doch diese Gefühlsexplosionen waren selten, und gewöhnlich äußerte der Jüngling Medinskaja gegenüber nur seine Anbetung und bewunderte alles an ihr — ihre Schönheit, ihre Worte und ihre Kleidung. Und neben dieser Anbetung lebte in ihm stets das quälende, scharfe Bewußtsein der Entfernung zwischen ihnen und ihrer Ueberlegenheit über ihn.

Dieses Verhältnis setzte sich sehr bald zwischen ihnen fest; nach zwei, drei Begegnungen hatte sich Medinskaja des Jünglings ganz bemächtigt und begann ihn langsam zu foltern. Ihr gestiel augenscheinlich die Macht über den gesunden, starken Burtschen, ihr gefiel es, mit der Stimme und dem Blick allein das Tier in ihm zu wecken und es zu zähmen, und sie vergnügte sich mit diesem Spiel, überzeugt von der Unüberwindlichkeit ihrer Macht. Er verliebte sich halb krank vor Erregung und nahm das Gefühl des von ihr angethanen Unrechts und den Zorn auf sich selbst mit heim, — viele schwere, ihn berauschende Empfindungen. Und nach ein paar Tagen kam er wieder, um sich foltern zu lassen.

Einmal fragte er sie schüchtern:

„Sofja Pawlowna! Haben Sie Kinder gehabt?“

„Nein.“

„Das wußte ich!“ rief Foma freudig aus.

Sie blickte ihn mit den Augen eines ganz kleinen, naiven Mädchens an und sagte:

„Woher wußten Sie denn das? Und wozu brauchen Sie zu wissen, ob ich Kinder gehabt habe?“

Foma errötete, senkte den Kopf und begann ihr mit dumpfer Stimme zu antworten, gerade als stieße er die Worte aus der Erde heraus und als wöge jedes Wort einige Pud:

„Sehen Sie, wenn eine Frau, die . . . das heißt, geboren hat, dann hat sie . . . ganz andre Augen.“

„So—o? Was für welche denn?“

„Schamlose!“ pläzte Foma heraus.

Medinskaja lachte ihr silberhelles Lachen, und auch Foma lachte bei ihrem Anblick.

„Verzeihen Sie!“ sagte er endlich. „Ich habe das vielleicht nicht schön, nicht anständig gesagt.“

„O nein, nein! Sie können nichts Unanständiges sagen. Sie sind ein reiner, lieber Junge. Ich habe also keine schamlosen Augen?“

„Sie sind bei Ihnen wie bei einem Engel!“ erklärte Foma begeistert, indem er sie mit strahlenden Augen anblickte.

Und sie sah ihn an, wie sie ihn bisher noch nicht angesehen hatte, — mit dem Blick einer Frau und Mutter, mit dem traurigen Blick der Liebe, die mit der Sorge um den Geliebten vermischt ist.

„Gehen Sie, mein Täubchen. Ich bin müde und will ausruhen“, sagte sie, ohne ihn anzublicken, indem sie sich erhob.

Er ging gehoramt.

Einige Zeit nach diesem Vorfall verhielt sie sich ihm gegenüber strenger und ehrlischer, als schonte sie ihn, doch dann nahmen die Beziehungen die alte Form des Nahe- und Mausspiels an.

Fomas Beziehungen zu Medinskaja konnten seinem Vater nicht verborgen bleiben, und eines Tages fragte der Alte, indem er eine höhnische Miene aufsetzte:

„Foma! Betastete öfters Deinen Kopf, damit Du ihn nicht durch einen Zufall verlierst.“

„Was meinen Sie?“ fragte Foma.

„Ich meine die Sofja. . . Du gehst gar so oft zu ihr.“

„Was geht das Sie an?“ fragte Foma etwas grob.

„Und was für eine Sonja ist sie Ihnen?“

„Wir macht das nichts, mir geschieht nichts, wenn man Dich ansaugt. Daß sie Sofja heißt, das ist allen bekannt, und daß sie mit fremden Händen Kastanien aus dem Feuer zu holen liebt, ist auch bekannt.“

„Sie ist gescheit!“ erklärte Foma bestimmt, machte ein finsternes Gesicht und steckte die Hände in die Taschen. „Und gebildet.“

„Das stimmt, daß sie gescheit ist! Wie gescheit hat sie das letzte Mal den Abend arrangiert: die Einnahme betrug zweitausendvierhundert Rubel und die Ausgaben tausendneuhundert Rubel. Es dürften aber noch nicht tausend Rubel gewesen sein, denn alle machen ihr alles umsonst. Gebildet ist sie. Sie wird Dich schon bilden . . . und besonders die Nichtsnutze, die um sie herum sind.“

„Das sind keine Nichtsnutze, sondern kluge Menschen!“ entgegnete Foma gereizt und widersprach sich selbst. „Und ich lerne von ihnen. Was bin ich denn? Ich kann gar nichts. Was hat man mich gelehrt? Dort spricht man über alles, und jeder hat etwas zu sagen. Hindern Sie mich nicht, einem Menschen ähnlich zu werden.“

„So was! Wie Du sprechen gelernt hast! So zornig, wie der Hagel aufs Dach schlägt! Nun gut . . . werde einem Menschen ähnlich . . . es wäre aber unschädlicher, deswegen ins Gasthaus zu gehen; die Menschen dort sind doch besser als bei Sofja. Du solltest aber die Menschen unterscheiden lernen und verstehen, wer etwas wert ist, Burtsche . . . Zum Beispiel Sofja . . . Was stellt sie vor! Ein Insekt zur Verschönerung der Natur und sonst nichts!“

Bis ins Tiefste der Seele empört, ging Foma mit aufeinandergepreßten Zähnen von Majakins fort und schob die Hände noch kämpfhafter in die Taschen. Doch der Alte kam bald wieder auf die Medinskaja zurück.

Sie kehrten aus der Wucht nach der Besichtigung der Dampfsschiffe zurück, saßen in dem sehr geräumigen, bequemen

Schlitten und Sprachen freundschaftlich und lebhaft von den Geschäften. Es war im März; unter den Schlittenkufen klatschte das Wasser auf, der Schnee war schon mit einer Schmutzschicht bedeckt, und die Sonne strahlte lustig und warm am klaren Himmel.

„Wenn wir da sind, gehst Du gleich zu Deiner Dame?“ fragte Majakin unerwartet, indem er die geschäftliche Unterredung unterbrach.

„Ja, ich geh' hin,“ antwortete Zoma kurz und unzufrieden.

„Gut . . . Sag' einmal, bringst Du ihr oft Geschenke?“ fragte Majakin einfach und mit einer gewissen Herzlichkeit.

„Was für Geschenke? Wozu?“ fragte Zoma erstaunt.

„Du schenkst ihr nichts? So was . . . Lebt sie also nur so, aus Liebe mit Dir?“

Zoma flammte vor Zorn und Scham auf, wandte sich schnell zu dem Alten um und sagte vorwurfsvoll:

„Ach! Sie sind ja ein alter Mann, und es ist eine Schande, anzuhören, was Sie sprechen! So etwas zu sagen! . . . Wird sie sich denn . . . zu so was herbeilassen?!“

Majakin schmähte mit den Lippen und sagte mit singender, eintöniger Stimme:

„Was Du für ein Aß bist! Was für ein Narr!“ Und auf einmal wurde er ärgerlich und spuckte aus:

„Psui über Dich! Jedes Vieh hat aus dem Lohf getrunken, es ist nur die Reige geblieben, und der Dummkopf hat sich aus dem schmutzigen Lohf einen Gott gemacht . . . Teufel! geh einfach zu ihr hin und sag ihr: „Ich will Ihr Geliebter sein . . . ich bin ein junger Mensch, rechnen Sie nicht zu viel dafür.““

„Pate!“ sagte Zoma düster drohend. „Ich kann das nicht mit anhören . . . Wenn das jemand anders wäre . . .“

„Wer außer mir wird Dich denn warnen?“ Meine Herren!“ schrie Majakin auf und schlug die Hände zusammen. „Sie hat Dich also den ganzen Winter an der Nase herumgeführt? Ist das aber eine Nase! Ach, so ein Luder!“

Der Alte war empört; in seiner Stimme klang Mergel, Zorn und selbst Thränen. Zoma hatte ihn noch nie so gesehen und schwieg unwillkürlich, indem er ihn anblickte.

„Sie wird Dich verderben! Ach, mein Gott! Ach, diese babylonische Sünderin!“

Majakins Augen blitzten schnell, die Lippen bebten, und er begann mit groben, cynischen Worten, leidenschaftlich, zornig quetschend von Medinskaja zu sprechen.

Zoma fühlte, daß der Alte die Wahrheit sprach. Er atmete schwer und empfand Trockenheit und einen bitteren Geschmack im Munde.

„Laß gut sein, Vater . . .“ bat er leise und gequält und wandte sich von Majakin ab.

„Ach, Du mußt bald heiraten!“ rief der Alte erregt aus.

„Um Christi willen, spricht nicht!“ sagte Zoma tonlos.

Majakin blickte seinem Laufkind ins Gesicht und schwieg. Zomas Gesicht erschien länger und bleicher, in den halb geöffneten Lippen und dem sehnsüchtigen Blick war viel schweres, bitteres Erstaunen . . . Rechts und links von der Straße lagen Felder, die mit den Fegen der Winterbekleidung bedeckt waren. Auf den schwarzen, vom Schnee entblößten Stellen sprangen geschäftige Saatträhnen. Unter den Äufen spritzte das Wasser auf, und schmutziger Schnee flog unter den Füßen der Pferde hervor.

„Wie dumm der Mensch in seiner Jugend ist!“ rief Majakin leise aus. Zoma blickte ihn nicht an. „Vor ihm steht ein Baumstumpf, und er sieht eine Lierschnauze . . . er erschreckt so sich selbst . . . ach ja!“

„Sprecht ohne Umwege,“ sagte Zoma düster.

„Was ist da zu sagen? Es ist klar: Mädchen sind Rahm, Frauen sind Milch; die Frauen sind nah, und die Mädchen sind weit . . . geh also zu Sofja, wenn Du nicht anders kannst, und sag ihr gerade heraus . . . es steht so und so damit . . . Mädchen! wenn sie eine Sünderin ist, kannst Du sie ja leichter erreichen . . . Warum machst Du also ein böses Gesicht? Warum schmolst Du?“

„Sie verstehen das nicht,“ sagte Zoma leise.

„Was verstehe ich nicht? Ich verstehe alles!“

„Das Herz . . . der Mensch hat ein Herz . . .“ und der Jüngling seufzte.

Majakin kniff die Augen zu und sagte:

„Er hat also keinen Verstand.“

Sechstes Kapitel.

Zoma kam von sehnsüchtigem und rachedürstigem Zorn erfüllt in die Stadt. In ihm loderte der leidenschaftliche Wunsch, Medinskaja zu beleidigen, sie zu verhöhnen. Mit fest auf einander gepreßten Zähnen und tief in die Taschen gesteckten Händen ging er im Laufe einiger Stunden in den leeren Zimmern seines Hauses auf und ab, zog die Brauen finster zusammen und preßte die Brust heraus. Er stampfte gleichmäßig und schwer mit den Füßen auf den Fußboden, als schmede er seinen Zorn.

„Die Niederträchtige . . . hat sich als Engel verkleidet!“ Palageja erstand wie lebendig in seinem Gedächtnis, und er flüsterte schadenfroh und bitter:

„Die ist eine Gefallene und ist doch besser . . . Sie hat nicht gehandelt . . . Die hat gleich die Seele und den Körper geschenkt . . . und diese hat wohl ein solches Herz wie ihre Brust ist — weich und hart.“

Manchmal sprach die Hoffnung mit schüchternen Stimme dazwischen:

„Vielleicht ist das alles über sie erlogen . . .“

Er erinnerte sich aber an die leidenschaftliche Gewißheit und die Kraft der Worte des Paten, und der Gedanke verschwand wieder. Er preßte die Zähne noch fester aufeinander und drängte die Brust noch mehr vor. Böse Gedanken drangen wie Holzsplitter in sein Herz ein, und er verspürte einen stechenden Schmerz im Herzen.

Indem Majakin Medinskaja mit Schmutz bewarf, hatte er sie für Zoma erreichbar gemacht, und dieser begriff das bald. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Romane mit Inseraten.

Seit Anfang November ist das unendlich verzweigte Berliner Gewerbsleben um eine „Specialität“ reicher. Es handelt sich diesmal natürlich um eine buchhändlerische Speculation, die, ganz davon abgesehen, daß sie zur Kolportage auf den Hauptverkehrsstraßen und Plätzen der Reichshauptstadt ihre aufdringliche Zuzucht nimmt, zur Zeit wohl alle Records deutlicher, besonders gewisser Berliner Buch- und Zeitungsverleger weit übertumpft, ja als Unikum, wenn nicht gar als Monstrosität bezeichnet werden darf. Das Unternehmen nennt sich „Kaufmanns moderne Jehupfennig-Bibliothek“. Der Verlag bringt allmonatlich einen „kompletten Roman in der Stärke von zehn, elf eventuell mehr Bogen“ zum Preise von nur zehn Reichspfennigen für das brosierte Exemplar heraus. Die „garantierte“ Auflage jedes Bandes beträgt 50 000 Exemplare. Diese Ziffer wird stimmen. Ich erinnere nur daran, daß auch in der Neclam-Bibliothek einmalige Auflagen von mindestens 6000 bis zu 40 000 Exemplaren seit je gebräuchlich sind. Mit Zuhilfenahme rationalster Straßenkolportage dürfte es nach meinen gelegentlichen Beobachtungen in der Friedrichstraße ziemlich leicht fallen, die wenn auch riesige Auflage innerhalb kürzester Frist an den Mann zu bringen. Das schließe ich auch daraus, daß die „fliegenden“ Verkäufer nur immer wenige Tage beim Monatsbeginn in den Abendstunden geschäftig zu sein pflegen. Dann wird der kolossal anschwellende Strom der Passanten auf einer verhältnismäßig kurzen Bestreife, etwa Behrenstraße bis Babnhof Friedrichstraße und Weidendammer Brücke von einer Anzahl Kolporturen mit lässigen Hütentönen oder schnarrenden Waß- und Schmetterniden Trompetenstimmen eingeladen, die Erwerbung eines Exemplars des „alternativen Berliner Sittenromans vor einem Froschen“ doch ja nicht zu verpassen. In der Bezeichnung „Sittenroman“ liegt zunächst das mythische Geheimnis des Erfolges — es läßt sich so vielerlei vermuten. Wenn man aber in das Buch hineinsieht, wird die Täuschung bald klar.

Bis jetzt liegen mir die drei ersten Bände vor. Es sind „Yh dia“ von Max Schönau, „Gift“ vom verstorbenen Max Ring und „Der Spion“ von Theo von Gersjegg, einem offenbar pseudonymen Autor. Auf reichshauptstädtischem Boden spielt nur der erste „Roman“. Ist auch der Minge Kriminalroman noch als der bessere von allen dreien anzusehen, so hat er, obwohl in sprachlicher und technischer Beziehung nicht so roh, mit den beiden andern doch dieselben Merkmale gemein. Fast alle „Helden“ und „Heldinnen“ der drei Bücher sind Schwinder, Schurken, Mörder und Selbstmörder aller Art und Gattung. Vitriol, Gift, Revolver, Ersäufen etc. bilden die dankbarsten Requisite für jene, die entweder andre oder sich selbst umzubringen trachten — kurz, es geht grauelig her. Die Sprache dient nicht dazu, Gedanken zu verbergen, sondern abgeleierte Reporterstil-Phrasen zu dreßchen und das unselbige Andenken Claudens herauszubeschwören.

Man sollte meinen, das wäre des „Schönen“ für einen Reichsnidel genug. Der inkutive Geschäftssinn des Verlegers schlug aber jeder billigen Dentweise ein Schnippen. Ahnungslos schneidet der Käufer Bogen um Bogen des Buches auf und liest. Plötzlich,

nachdem er einige fünfzig Seiten überwunden hat, fällt sein Blick auf — eine Geschäftsanzeige mitten im Text! Die anfängliche Verwunderung weicht gar bald dem Unwillen, der Enttäuschung, dem Aerger. Alle paar Seiten kleine und größere Inserate in Fett- und Perlschrift, mit und ohne Clichés! Daß die Anzeigen für deren Auftraggeber kostspielige Späße, für den Verleger jedoch eine sehr vernünftige Einnahmequelle sein mögen, leuchtet ohne weiteres ein. Nun wundert man sich nicht mehr über den selbsthaft billigen Preis der Blätter, deren fragliche Erwerbungs- und Herstellungskosten sicherlich aus dem Ertrag der Inserate mit einem jedenfalls recht ansehnlichen Ueberschuß bestritten werden. Wie die betreffenden „Autoren“ über den „Schmutz“ ihrer jeweiligen Opera durch Anzeigen von Weinstuben und Vergnügungsetablissemments, von Caviar und Lebertran, von künstlichen Zahngelbissen und Schönheitsmitteln, von Aktphotographien, „pilanter“ Lektüre, Seife, Cigaretten, Fett- oder Mageraturen, hygienischen Bedarfsartikeln, Haarstärkern, Sprechmaschinen usw. denken mögen, ist ja ihre Privatangelegenheit. Vom ästhetischen Standpunkt aus muß aber gegen solche Geschäftsverwilderung protestiert werden.

Daß der Verlag bestrebt war, die Inserate möglichst „zweckmäßig“ auf geschäftliche „Wirkung“ in den Text zu verflechten, will ich gern anerkennen. Auf die Weise hat er sein unheimlich tomsches Talent bewiesen und dem aufmerksamen Leser allerlei kurzweilige ja oft zweckfahrlässige Momente bereitet. Einige Textproben mit nachfolgendem Inserat als Sagwollender, letzteres hier stets in Parenthese gegeben, mögen meine obige Behauptung beweisen.

„Lydia“, von Max Schönan, pag. 50/51: „Einen Augenblick wollte es unmutig in ihr aufwallen über diese Indiskretion, aber dann lächelte sie in sich hinein. Was schadete es schließlich, daß der hübsche Mensch glaubte, sie interessiere sich vielleicht für (Schmerzloses Zahnziehen ohne Karlose zc. zc.)“ — pag. 52/53: „Sie haben recht, der junge Mann ist ein bedeutendes Talent. Man muß ihm vorwärts helfen, und ich will (Lukas-Licht, Laternen-System „Haller“, Gasintensivlampe von circa 500 Kerzen Leuchtkraft zc. zc.)“ — pag. 54/55: „Sie können von Glück sagen, die schöne Frau hat angebissen (Winter-Garten zc.)“ — pag. 60/61: „Sie ließ sich lieben, während sie sich selbst nur einem flüchtigen Nusch der Sinne hingab, so daß sie jedes Wand, so leicht, wie es geknirscht war, auch wieder lösen konnte. (Victoria zu Berlin zc. zc.)“ — pag. 66: „Das wäre herrlich, aber Du weißt doch, ich muß leider jeden Abend — (Atelier für künstlichen Zahnersatz zc. zc.)“ — pag. 75: „Wir lieben uns und wir sind glücklich, damit basal (Schmerzloses Zahnziehen ohne Karlose zc. zc.)“ — pag. 86: „Und Lydia war die tollste von allen (Von Kaufmanns moderner Zehn Pfennig Bibliothek zc. zc.)“ — pag. 90: „Mit einem Schlag war er eine Verhühnung Berlins geworden. (Nichts ist süßer, als der Schlaf in Steiners Reformbett zc.)“ — pag. 100: „Ich finde sie hübsch und verführerisch — ihre Augen machen mir heiß (Schmerzloses Zahnziehen zc. zc.)“ — pag. 102: „Als er nachmittags erschien, begrüßte Sommerberger ihn in der zuvorkommensten Weise (Wilow-Akademie Berlin zc. zc.)“ — pag. 110: „Was soll das heißen? Mein Sohn ist tot und ich trete seine Erbschaft an. — (Kein Wartwuchs bei Damen mehr zc.)“ — pag. 110/111: „Dann können Sie auch die Erbschaft nicht antreten (Schaps'iche Schuh-Quelle zc. zc.)“ — pag. 110: „Abgemacht“, rief Lydia (Garderoben-Reinigungs- und Reparatur-Anstalt Ostler Scharf Nachf. zc.)“ — pag. 119: „Wir sehen uns wieder (Möbel-Kredit-Haus Julius Elle zc. zc.)“ — pag. 127/28: „Wenn Du mich liebst, gib mir den Brief“, bat Lydia. „Du sollst ihn überhaupt nicht lesen, nur ich will erfahren, was darin steht (W. Ungers Frauenschuh zc. zc.)“ — pag. 127: „Wie sie schon die Thürhülle in der Hand hielt, hörte sie sich von rückwärts angerufen (der weibliche Akt, nur für Künstler zc. zc.)“ — pag. 141: „Böbin?“ fragte der Stutscher, als er ihre zwei kleinen Koffer auf den Tisch gelegt hatte (Verlag von Kaufmanns moderner Zehn Pfennig Bibliothek zc. zc.)

„Der Spion“ von Theo v. Gersfegg, pag. 62: „Selber sich melden werden sie nicht, dazu haben sie keine Veranlassung; wenn sie einen Blessierten haben, schleppen sie ihn (Metropol-Theater, Robitatz: Keine Nummer! usw. usw.)“ — pag. 98: „Vielleicht will er mich“, antwortete sie einfach, — aber rasch wie ein Blitz glitt eine rote Blutwelle über das blasse Gesicht (Die Schönheit des menschlichen Körpers usw.)“ — pag. 98/99: „Blötzlich ergriff sie ihres Vaters beide Hände und drückte die (Privat-Tanz-Institut usw. usw.)“ — pag. 100: „Heidorn kam nachher — mit dem wurde er fertig, im Guten oder im Bösen (Institut für Zahnleidende zc. zc.)“ — pag. 128: „— sie sah die Steuerpille fester und sagte (Amateur-Photographen, verlangt die eleganten und auch billigen Record-Apparate“ zc. zc.)“ — pag. 130: „Wer hat uns etwas zu befehlen? (Magerkeit, Korporulenz wird beseitigt zc. zc.)“ — pag. 141: „In echt weiblicher Fürsorge, ob etwa auch die Kassencheine mit hinausgeweht sein möchten, bog sie das Couvert auseinander und schüttete den Inhalt auf die Fensterbank. (Wichtig für Hausfrauen! Spoungels Rapphtha-Seife zc.)“ —

„Gift“ von M. Ring, pag. 181: „nur im Grabe finden wir Ruhe und Frieden. Gott ist gerecht! (Eichlers Café, Königs-Krone zc.)“ — pag. 183/84: „Bei Nennung dieses Namens sprang der Direktor von seinem Stuhl erschrocken auf und starrte ihn mit entsetzten Blicken an (Patent-Korset-Veredelung bleibt unübertroffen das Beste für Rückgratsverkrümmung zc. zc.)“ — pag. 149/50: „Er weiß, daß Tendre sich auch Königinen (Photographische Apparate und alle Bedarfsartikel zu billigen Preisen zc.) zu Sklavinnen gemacht haben.“ — pag. 90: „Ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, das Blut gerann in seinen Adern und vor Särad stochte sein Herz, daß er zu sterben glaubte (Von Kaufmanns moderner Zehn Pfennig Bibliothek zc.) . . .“ Diesem Todesurteil habe ich nichts hinzuzufügen.

Ernst Kreowski.

Kleines Feuilleton.

c. Ein „Pompeji in der Sahara“ schildert ein Artikel in „Munichs Magazine“: Vor 1500 Jahren war die Stadt Thamugas in der römischen Provinz Numidien eine große Gemeinde von 50 000 Seelen, mit vielen Straßen und Steinhäusern, mit Bädern und Kavernen, mit Tempeln und Triumphbögen. Heute stehen ihre Ruinen auf der öden Ebene im Innern von Algerien, eine Stadt des Todes. Ihre Säulen und Bögen sind niedergelegt, der Wüstensand ist über ihre stillen Straßen hingeweht und, abgesehen von denen, die dort Ausgrabungsarbeiten vornehmen, und gelegentlichen Fischern lagern nur einige wandernde Beduinen zwischen den Steinen der zerfallenen Wohnstätten. Thamgad, so heißt der Ort auf modernen Landkarten, liegt in einer Gegend, deren Rückeroberung erst seit kurzem von der Zivilisation unternommen ist, in die bis jetzt der unerschrockene Tourist kaum gedrungen ist. Man erreicht Thamgad, wenn man von Constantine nach Batna mit der Bahn fährt und dann eine vierstündige Wagenfahrt macht. Batna ist ein französischer militärischer Vorposten in einem sandigen und öden Lande. Die Eintönigkeit der Fahrt nach Thamgad wird nur dadurch gemildert, daß man an den Ueberresten der römischen Stadt Lamberia vorbeikommt und im Hinter den überraschenden Anblick von Schneefeldern der Aures-Berge genießt. Die Ruinen Lambersias sind sehr interessant, werden aber durch die Thamgads in den Schatten gestellt. Niemals ist eine schönere Lage als die Thamgads für eine Stadt gewählt worden. Es liegt am Fuße einer großen Bergkette, die es gegen Osten schützt; im Westen erstreckt sich das offene Land. Die Erbauer arbeiteten nicht für einen Tag, sondern für kommende Zeitalter. Sogar die Ruinen zeigen noch die wunderbare Festigkeit des Baues. Man braucht eine ganze Stunde, um die Hauptstraßen herunterzugehen und am Forum, dem Tempeln und dem Amphitheater vorbeizukommen. Thamgad wurde der große Mittelpunkt religiöser Agitation während des vierten Jahrhunderts. 398 ergriff sein Bischof Aptatus für Gildon Partei in seiner Empörung gegen Honorius und wurde als das anerkannte Haupt der Donatisten angesehen. Der hl. Augustinus, der oft auf ihn hinweist, sagt, daß Afrika zehn Jahre lang unter seinem Joche zitterte. Augustinus stammte selbst aus dieser Gegend, er war in Tagasta geboren und verbrachte fast sein ganzes Leben innerhalb der Grenzen Numidiens. Als Solomon, der Vertreter Velsars, 534 zum erstenmale in den Aures ankam, fand er die Stadt zerstört. Sie war von den Bewohnern der Aures-Berge zerstört worden, damit sie keine Gefahr für sie werde, wenn die Byzantiner sie einnehmen sollten. Zur Zeit der arabischen Invasion war Thamgad eine christliche Stadt; 646 wurde unter der Regierung Gregors eine christliche Kirche gebaut, deren Ruinen noch stehen. Wenn der Besucher in Thamgad angekommen ist, muß er seine Pferde außerhalb der Ruinen lassen. Die erste Straße innerhalb der Stadt führt zum Forum; es ist eine breite, mit großen Steinen, von denen einige sogar aus Marmor sind, gepflasterte Straße. Unterwegs kann man deutlich viele Stellen sehen, wo die Mäder der römischen Wagen Furchen im Pflaster zurückgelassen haben, und man erwartet fast, das laute Knallen der Peitsche oder den Klang der Hufe auf den Steinen zu hören. Dann kommt man über den Marktplatz. Die Hausfrauen von Thamugas betreten den Marktplatz durch eine Säulenhalle aus acht Säulen, von denen nur die Basis geblieben ist. Auf dem Marktplatz spielte ein Springbrunnen und an dem kreisrunden Ende waren sieben als Löden gebrauchte Nischen. Der Eintritt zu jeder war und ist noch durch einen Steinisch gesperrt. Der Ladeninhaber mußte sich bilden und unter dem Tisch hindurch in seine Nische gelangen, wo er seine Kunden bediente. Hier betrieben Schächter ihr Geschäft; noch jetzt im 20. Jahrhundert kann man auf den Tischen die Weiltiebe sehen, mit denen sie ihre Keulen zur Zeit der Blüte des kaiserlichen Roms abhieben. —

Musik.

Wenn die Kunst — um es nochmal zu sagen — Ausdruck ist, so werden wohl auch die zeitlichen Verschiedenheiten der Lebensanschauungen sich in den Künsten ausdrücken. Liegt dies für die dichtenden und für die bildenden Künste ganz nahe, so weist dem eine aufmerksame Betrachtung seinen Platz auch in der Tonkunst an. Das tiefere Gefühl für irdische Unvollkommenheiten, das unsrem Volk vor etwa

200 Jahren eigen war; die gemüthlichere Befriedigung mit den That-
sachen unres. Daseins, die darauf folgte und bis knapp vor unsre
Zeit reichte; das nun wieder in anderer Weise eingetretene
kritischere Aufnehmen der Welt — in der Geschichte der
Musik tritt dies alles ebenfalls zu Tage. Wie Bach seine
Dissonanzen mit aller Herbeheit hinstellt; wie dann Spätere sie ins
Weiche gezogen haben (Chopin); wie unsre Modernen wieder den
grimmigen Ernst auch in ihnen lieben: das ist ein Abbild jener
geistigen Wandlungen. Doch selbst nationale Verschiedenheiten
prägen sich derart aus. Der gründliche, langsame Deutsche bereitet
die Dissonanzen sorgfältig vor und führt sie gehäuft weiter, bis er
erst spät ihre Auflösung bringt, vergleichbar den langen, verwickelten,
das Zeitwort erst am Schluß vollendenden Sätzen seiner Sprache.
Der Italiener läßt sich überhaupt nicht tief in Dissonanzen ein und
löst sie bald wieder auf. Der Franzose bietet weit mehr Dissonanzen
dar als der Italiener, läßt aber seinen Wit oder selbst seine
Freivoluntät auch hier spielen: er bereitet sie nicht so vor wie der
Deutsche und bricht sie gerne rasch und scharf ab. Und der ver-
schiedene Geschmack der Menschenklassen prägt sich in den Erfolgen
der Tonwerke aus. Victor Hugo sagt einmal (in der Vorrede zu
„Ray Blas“), ein Dichtwerk mit fein gearbeiteten Charakteren gefalle
dem Kenner, eines mit „Handlung“ dem großen Publikum, eines
mit „Leidenschaft“ den Frauen. So zieht in der Musik die künstliche
Durcharbeitung der Motive den Kenner an, die schöne Melodie den
großen Haufen, die Leidenschaft die Frauen.

Diese Grundgedanken führte Herr Richard S. Eichberg in
einem im „Berliner Tonkünstler-Verein“ gehaltenen
Vortrag näher durch, betitelt: „Die Kunst, insbesondere
die Musik, ein Bild des seelischen Empfindens,
vom historischen und ästhetischen Standpunkt aus
betrachtet“. Nur subjektive Ansichten sollten es sein, was er
gab. Vielleicht zu bescheiden; anschauliche Beispiele, an denen es
hier fehlte, hätten wohl eine stärkere Evidenz erzeugt. Möglich,
daß den Vortragenden davon seine Abneigung gegen das „Erläutern“
von Kunstwerken abhielt, seine Vorliebe dafür, in einem Kunstwerk
das „verfeinerte Bild von Sais“ zu sehen.

Etwas anders Hugo Riemann. Die Analyse von Meister-
werken sei des Kompositionsstudiums bester Teil. Mit diesem Haupt-
gedanken führt Riemann in seinem neuesten Werk, der „Großen
Kompositionslehre“ (I. Band: Der homophone Satz, Berlin
und Stuttgart, Spemann, 1902), den werdenden Komponisten durch
eine auch historisch interessante Fülle vorbildlicher Beispiele hindurch
zum eigenen Schaffen. Nicht als ob dem Schüler vorgegeschrieben
werden sollte, was er zu thun hätte. Vielmehr ist die gerade in
unserer Zeit erst so recht erfasste Einsicht, daß es einen wahren und
wahrhaften Unterricht in der Kunst (nicht bloß in ihrer Technik)
ganz wohl giebt, und daß er in einer geschickten Führung
dessen besteht, was sich aus dem Innern des Zöglings
heraus naturgemäß entwickelt, kann jemals so tief und für
den Wert der Kunstpädagogik so beweiskräftig entfaltet worden wie
hier. Der Lehrer richte sein Hauptaugenmerk fortgesetzt darauf, daß
der Schüler empfinde, was er schreibt, und daß er sich selbst
treu bleiben lerne.“ (S. 87.) „Die Hauptsache ist, daß der
Komponist etwas zu sagen hat, daß ihm der musikalische Ausdruck
Bedürfnis ist.“ „Deshalb ist es auch durchaus nicht
angängig, daß der Lehrer dem Schüler einen Text
zu komponieren giebt“, usw. (S. 298 f.) „Immer wieder
die lebendige Tonphantasie selbst arbeiten zu lassen“ (S. 239). „nur
nicht Noten komponieren, sondern Töne.“ (S. 169).

Ein Werk, wie diese reife Abrundung zahlreicher früherer Arbeiten
des Verfassers, will weniger kritisiert werden, als seine Früchte im
Geist der Mühseligen allmählich sich entwickeln lassen. Für zu-
stimmende und zweifelnde Citierungen ist hier an allerersten
Rang: den Wunsch hingegen, daß jene Entwicklung in alle Tiefe
und Breite gehe, dürfen wir wohl um so nachdrücklicher aus-
sprechen. —

Kunst.

co. Böcklin über antike Skulptur. In der „Neuen
Zürcher Zeitung“ seht Albert Fleiner die Veröffentlichung seiner
Böcklin-Erinnerungen fort und erzählt unter anderm folgendes: Bei
einem Besuch der „Accademia“ in Florenz gab eine Sammlung von
etruskischen Vasen, Sarkophagen und Graburnen mit hand-
werksmäßig hergestellten Reliefs und Nesten noch erkennbarer Be-
malung Böcklin erwünschten Anlaß, von der posthumeren Skulptur
zu reden. Für ihn war es gewiß, daß alle antiken Skulpturen, die
man heute ank- und verständnislos als weiße Mäner und in Mest
getauchte Frauen bewundere, farbige und bemalt waren, wenn auch
nur in leichten Lazuren. Ein Griechische würde, wiederkommend und
unsere Museen sehend, vor Vergor kriepieren und gerne zum Habes
zurückkehren. Böcklin erinnerte sich, die bekannte Augustusstatue im
Vatikan kurz nach ihrer Ausgrabung (1803) bei der Villa Livia vor
den Thoren Roms noch in ihrer ursprünglichen, reichen und groß-
artig wirkenden farbigen Bemalung gesehen zu haben. Aber diese
hertigen Vandalen putzten und setzten das Standbild von allen
Farbenüberbleibseln rein, bis es ganz weiß und blank da stand. —
Böcklin, der sich, wie man weiß, mit dem Problem der posthumeren
Mastik lange und eifrig beschäftigt hat, geriet bei dem bloßen Ge-
danken an diese Unthat in Ioderube Entrüstung. —

Physiologisches.

ss. Bluterfamilien. Die Medizin versteht unter der Be-
zeichnung Bluter einen Menschen, der an einer eigentümlichen Krank-
heit leidet, nämlich an einer Ueberfülle von Blut, die sich in merk-
würdigen Erscheinungen äußert. Die Krankheit selbst wird mit
dem wissenschaftlichen Ausdruck Hämophilie genannt. In der erst
kürzlich begründeten Gesellschaft für innere Medizin in Wien stellte
Dr. Türk eine an dieser Krankheit leidende Frau vor, deren Krankheits-
geschichte als ein Beispiel dafür gelten kann, wie die fragliche Eigen-
schaft sich innerhalb einer Familie vererbt. Man spricht in dieser
Beziehung geradezu von Bluterfamilien. In dem vorliegenden Fall
war die Krankheit bereits durch fünf Geschlechter nachweisbar. Der
Stammvater übertrug die Bluterkrankheit auf zwei Söhne und eine
Tochter, die beiden Söhne wieder auf einen männlichen und sechs
weibliche Enkel, so daß in der dritten Generation bereits unter elf
Familienmitgliedern sieben mit dem Leiden behaftet waren, deren
Zahl sich in der vierten Generation auf fünf, in der fünften auf eins
verminderte. Der Urenkel des Stammvaters litt darunter bis zu
seinem vierzehnten Jahre, wurde danach aber von der Krankheit
befreit. Diese glückliche Auscheidung war wohl darauf zurück-
zuführen, daß die durch Heirat in die Familie gelangten Personen
sämtlich aus Familien stammten, die nach der betreffenden Richtung
hin gesund waren. Dr. Türk macht nun besonders darauf auf-
merksam, daß nach seinen Untersuchungen die große Beteiligung des
weiblichen Geschlechts an der Bluterkrankheit auffallend ist, ferner
daß zuweilen eine indirekte Vererbung eintritt. Es kommt vor,
daß, wie es ja auch bei andren Eigenschaften häufig ist, die
Krankheit auf kinder gesunder Eltern von den Großeltern her ver-
erbt wird. In der von Dr. Türk nachgeprüften Familiengeschichte
steht die Bluterkrankheit merkwürdigerweise in Verbindung mit
einem ebenfalls erblichen Gelenksrheumatismus oder gichtischen
und nervösen Leiden. Mit Anfällen dieser Art ist immer eine
Steigerung des Blutens verbunden, indem dann Blutungen unter
der Haut und aus der Mundhöhle auftreten. Die der Wiener
Gesellschaft vorgestellte Kranke leidet im besonderen an unvertreibbarer
Hysterie, die sich in bestimmten, zuweilen von Fieber begleiteten
Anfällen äußert. Die Nebenerscheinungen weisen eine gewisse
Regelmäßigkeit mit Bezug auf die Körperstellen auf, ebenso
wie auch die Aenderungen des Aftens. Dazu weigende
Personen können leicht zur Blutung gebracht werden, zum
Beispiel bei ganz geringfügigen Verletzungen. Wenn aber die
Krankheit sich von innen heraus äußert, so folgt auffälligerweise
nach einer Blutung auf der einen Körperseite sehr bald eine solche
an fast genau derselben Stelle der entgegengesetzten Körperhälfte.
Durch diese eigenartige Thatsache wird die Vermutung unterstützt,
daß die Blutungen mit einem krankhaften Zustand des Nervensystems
in Zusammenhang stehen. Merkwürdig ist es ferner, daß der Blut-
druck bei solchen Menschen gar nicht besonders hoch zu sein braucht,
obgleich gelegentlich ein ganz ungewöhnlich hoher Blutdruck bei ihnen
nachzuweisen ist. Die Bluterfamilien scheinen in gewissen Gegenden
besonders zahlreich zu sein. —

Notizen.

— „Maria von Magdala“ von Paul Hesse ist von
der Berliner Cenar nicht zur Aufführung im Lessing-Theater
zugelassen worden. —

— Die Uraufführung des Ungarischen Schauspiels
„Familie Fouchambault, in der Bearbeitung von Raphael
Lewenfeld, im Schiller-Theater findet am 5. Februar statt.

— Eine Aufführung von Schillers „Räubern“ wird Mitte
April in Paris vor sich gehen; die Hauptrollen werden von Max
Grobe, Matkowsky und Noja Pappé gespielt. —

— „Feuertot“, die neue Oper von Richard Strauß,
zu der C. v. Wolzogen den Text geschrieben, hatte bei der Auf-
führung in der Wiener Hofoper einen starken äußeren Erfolg,
der zum Schluß bestritten wurde. —

— In der Berliner Seceffion triffelt es. Die
Jungen sind mit der Liebermannschen Geschäftsführung unzufrieden.
Auf den Ausstellungen nehmen ihnen die berühmten Ausländer den
Platz, die Käufer und Besteller weg. Als Haupt der Opposition gilt
der Maler Frenzel. Die Sache steht so, daß es wahrscheinlich zu
einem Bruche kommt. — Uns wundert nur, daß der Streit nicht
schon früher losbrach. Liebermann kann es ja aushalten. Aber was
nützt den vielen jungen Kräften in der Seceffion die Ehre, schöne
Ausstellungen mit fremden Kunstwerken zu veranstalten, während sie
selbst gezwungen sind, Hungerpoten zu jagen. —

— Für die Große Berliner Kunstausstellung 1902
wird ein Skizzen-Wettbewerb für ein künstlerisches
Plakat ausgeschrieben. Preise: 500, 300 und 200 Mark. Letzter
Einfachungsstermin: 10. Februar.

— Ein neurobiologisches Laboratorium, ein
Zusatz für Gehirnforchung, das an das physiologische Institut an-
gegliedert werden soll, wird an der Berliner Universität
errichtet. Für dieses Laboratorium sollen die Instrumente und
Sammlungen des Dr. O. Vogt für 50 000 M. ausgelauft werden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am
Sonntag, den 2. Februar.